

C. U. Wiesner

Machs gut
Schneemittchen

Impressum

C. U. Wiesner

Machs gut Schneewittchen

Zehn Geschichten aus der Kinderzeit

ISBN 978-3-86394-418-6 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 1982 im Eulenspiegel Verlag Berlin.

Titelbild: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Wie ich beinahe TERRORIST wurde

Kein Mensch wird als Gewalttäter geboren. So war auch ich zunächst ein braver, etwas moppelhaft anzusehender Knabe, bevor mich das Gefühl jäh angetanen Unrechts um ein Haar zu einer mordgierigen Bestie werden ließ. Dabei zählte ich nicht viel mehr als sieben Lenze und lebte vorwiegend bei meiner Großmutter, die sich redlich mühte, mich zu einem Prachtexemplar von deutschem Jungen zu erziehen. So prangte an unserer einzigen Stubentür eine bunte Europakarte. Darauf durfte ich nach den täglichen Wehrmachtsberichten aus den Reichsrundfunksendern mit selbst gebastelten Stecknadelfähnchen den jeweiligen Frontverlauf markieren. Im ersten Kriegsjahr war das noch eine aufregende Beschäftigung. Später, als die Fähnchen immer häufiger nach links zurückgesteckt werden mussten, hat meine Großmutter die Landkarte abgenommen und eines Tages trotz des warmen Frühlingwetters in unserem einzigen Kachelofen verbrannt. Als wir jedoch das Jahr 1940 schrieben, musste ich noch jeden Abend mein Kindergebetchen sprechen: „Lieber Gott, ich bitte dich: Ein gutes Kind lass werden mich! Gib mir Gesundheit und Verstand und schütze unser Vaterland! Schütz auch den Führer jeden Tag, dass ihm kein Leid geschehen mag! Amen!“

Dieses ersprießliche Gebet geriet erst aus der Mode, als uns die Sirenen des Fliegeralarms zur Schlafenszeit immer häufiger in den Luftschutzraum trieben.

Für mich stand felsenfest, dass ich einmal Jagdflieger, zumindest aber U-Boot-Kommandant werden würde. Dazu waren zwei Voraussetzungen nötig. Einmal durfte der Krieg nicht zu schnell beendet werden, indem sich etwa die feige Feindesbrut gar zu eilig ergeben sollte. Zum anderen musste man selber Mumm in den Knochen haben, ein ganzer Kerl sein, eben ein mutiger deutscher Junge. Selbst Siebenjährige ließen keine Gelegenheit aus, ihre Heldenneigung zu beweisen.

In der Nähe des Hauptbahnhofs befand sich eine Fußgängerbrücke. Man hatte sie errichtet, damit die Kleingärtner und Siedler zu ihren Grundstücken gelangen konnten und nicht ewig vor den Schranken warten mussten, die wegen rangierender Güterzüge fast immer geschlossen blieben. Vor Jahren hat man übrigens - ich vermute, auf Wunsch der heutigen Kleingärtner und Siedler - besagte Brücke abgerissen, und als ich dort neulich den Motor ausschaltete und mir eine Zigarette anzündete, ist mir das alles wieder eingefallen. Kam damals eine Lokomotive angefahren, so bestand die erste Mutprobe darin, unerschrocken auf der Brücke stehen zu bleiben und sich den schwarzen Qualm nebst den Funken um die Nase wehen zu lassen. Höherer Mut gehörte schon dazu, auch dann nicht fortzulaufen, wenn das schwarze, fauchende Ungetüm genau unter der Brücke anhielt. Rußgeschwärzte Gesichter, schmerzende Brandflecken und Brandlöcher im Pullover waren der sichtbare Beweis für unsere Kühnheit, die erst dann kläglich dahinschwand, wenn verständnislose Eltern zum unwürdigen, doch bewährten Rohrstock griffen.

Die höchste Mutprobe aber bestand darin, sich von einem rangierenden Güterzug überfahren zu lassen. Das war ganz einfach. Man brauchte nur ein paar Handvoll Schotter zwischen zwei Schwellen herauszuklauben und sich vor dem Herannahen des Zuges flach zwischen die Schienen zu pressen. Hier nun, fast stocke ich beim Berichten, gebrach es mir

an jener letzten Kühnheit. Auch nach mehreren, immer höhnischer werdenden Aufforderungen der älteren Jungen machte ich Ausflüchte und traute mich schon gar nicht mehr recht auf die Straße. Bis mir ein Einfall kam, mit dem ich mich zum Helden des gesamten Bahnhofsviertels aufzuschwingen gedachte.

Ich hatte irgendwo läuten gehört, dass es zu ungeheuren Explosionen käme, wenn man Feuer und Wasser vermischt. Mein erster Laborversuch schien das zu bestätigen. Sobald ich gegen die rot glühende Tür des Kachelofens spuckte, ertönte ein warnendes Zischen. Ich wurde kühner, heizte heimlich unsere elektrische Kochplatte auf der dritten Stufe an und goss ein Viertellitermaß kalten Wassers in einem Zug darüber. Ich erschrak fast zu Tode, als das gemarterte Eisen förmlich aufkreischte und sich mit einer heißen Dampfwolke zur Wehr setzte.

Nun war ich mir meiner Sache sicher. Sollte ich nach dem heldenhaften Wagnis noch am Leben sein, so würde ich mich umgehend an die Westfront melden, um alle noch nicht in deutscher Hand befindlichen französischen Eisenbahnzüge umgehend in die Luft zu sprengen. Ich krakelte auf die ausgerissene Seite eines Schulheftes: „Wenn ich fale, fale ich für Deutschland. Weint nicht um mir. Meine Spilsachen sol mein kleiner bruder haben. Euer lieber Ulrich.“

In das Vorhaben hatte ich nur meinen besten Freund, den Malermeistersohn Hansi eingeweiht. Er sollte unterhalb der Brücke Zeuge der großen Tat werden und im Falle eines Opfertodes meinen Ruhm der Nachwelt künden.

Wir warteten lange vergeblich. Die Abenddämmerung zog herauf. Hansi wurde immer kleinlauter, denn sein strenger Vater pflegte die Hausaufgaben zu kontrollieren. Endlich zeigte sich eine Rangierlok willig und blieb mit dem nur schwach dampfenden Schlot genau vor dem Brückengeländer stehen. Die Ausführung fiel mir ungeahnt leicht, denn meine Blase drückte mich nach stundenlanger opferbereiter Enthalttsamkeit gehörig. Schon der erste Strahl fand sein Ziel, genauer gesagt, er traf ins Schwarze.

Der Gegner indessen zeigte nicht die geringste Wirkung. Er schnaubte heftig auf und fuhr unbeeindruckt dem Rangierberg zu. In namenloser Enttäuschung knöpfte ich den Hosenlatz zu. Ich war so sehr in finstere Gedanken versunken, dass ich den neuen Feind, der mir unerwartet in der Gestalt des Schrankenwärters Hampke erwuchs, beim Abstieg gar nicht bemerkte. Statt meines Freundes Hansi, der sich längst verkrümelte hatte, nahm mich am Fuße der Treppe der kräftige Mann mit der Bahnermütze in Empfang, zog mich an den Ohren in die Höhe, beschimpfte mich als Regimentsschwein und Pullerferkel und kündigte mir an, mich bei der Polizei zu melden. Ich heulte ein wenig, nicht so sehr aus Angst oder vor Schmerzen, mehr aus dem ohnmächtigen Gefühl heraus, diesem groben Unhold gegenüber nicht die durchaus edlen Motive meines Tuns artikulieren zu können.

Seitdem mied ich für längere Zeit die Bahnbrücke und ging fortan fast jeden Nachmittag brav an Großmutter's Hand zur Tante Meta. Sie war eine gütige, immer bleiche Matrone, die selber kinderlos, dazu neigte, mich mit Süßigkeiten, Zinnsoldaten und selbst erdachten Märchen zu verwöhnen. Manchmal, noch nach vierzig Jahren, träume ich von ihr. Ich bin sehr krank, liege im fast abgedunkelten Zimmer. Tante Meta sitzt an meinem Bett, legt mir

etwas angenehm Kühles auf die Stirn und singt mit ihrer wunderschönen klaren Stimme:
„Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du.“

Vielleicht rührte Tante Metas Bleichsucht von ihrer Tätigkeit her. Sie besaß eine Heißmangel, mit der sie mehr schlecht als recht ihren Lebensunterhalt verdiente. Tagaus, tagein stand sie hinter dem brummenden Ungeheuer. Ich durfte es nicht berühren, denn da waren ungewisse Geschichten in Umlauf - von Leuten, denen es die Hand weggerissen, ja den ganzen Arm mit durchgedreht hatte. Ich habe die friesumspannte Walze nur hier und da, wenn es keiner bemerkte, flüchtig angetippt. In meiner Vorstellung sah ich mich nämlich platt gewalzt zu einem bunten Tuch mit menschenähnlichen Umrissen am anderen Ende herauskommen und zusammengefaltet in einem Wäschekorb verschwinden.

Die Heißmangel, so dachte ich bis vor Kurzem, sei ein Relikt meiner Kindertage. Wir haben eine vollautomatische Waschmaschine, und die sogenannte große Wäsche holt der freundliche Herr Wegener vom Dienstleistungsbetrieb REWATEX ab und bringt sie uns nach vierzehn Tagen mit seinem Barkas frisch gebügelt in einem handlichen Paket zurück. Es würde mich nicht verwundern, wenn ich eines Tages in der Wochenpost lesen sollte: „Liebhaber sucht guterh. Heißmangel. Zahle Höchstpr.“ Und dann stellt er die ungeschlachte Maschine im Garten seines Wochenendgrundstücks auf und bepflanzt sie mit Petunien.

Als ich neulich meine Heimatstadt besuchte, kam ich an einem kleinen Laden vorüber. „Heißmangel“ stand an der Schaufensterscheibe. Ich warf einen Blick durch die geöffnete Ladentür. Da drehte sich summend, von einem Elektromotor getrieben, von einer Zeile blauer Gasflämmchen beheizt, die wohlbekannte friesumspannte Walze. Auf dem gusseisernen Rad stand in erhabenen Buchstaben: „Gebr. Stute Hannover“. Die ältere Dame hinter der Mangel besprenkelte ein Laken mit einer Wasserbüchse, bevor sie es einlegte, ein krumm gewordenes Mütterchen nahm das ausgespiene Wäschestück entgegen und faltete es zusammen. Ich war wieder zu Hause in meiner Kindheit.

Tante Metas Heißmangel brachte für mich dazumal das große Geschäft. Als Siebenjähriger wurde ich für alt und seriös genug befunden, mittwochs und sonnabends die fertige Wäsche bei den Kundinnen der Umgebung auszufahren. An diesen Tagen hatte nämlich der etatmäßige Wäschefahrer Werner sein Braunhemd anzulegen und bei den Hitlerpimpfen den Gleichschritt zu üben, den Lebenslauf des Führers auswendig herzusagen und das völkische Liedgut zu pflegen. Wenn der Wind günstig und die Ladentür offenstand, hörten wir den markigen Schlachtgesang herüberklingen: „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg ...“

Meine Arbeit erschien mir nicht schwer. Die Wäschepakete, manchmal auch Körbe - aber die musste ich nicht allein heben - wurden auf einen gummibereiften Fahrradanhänger verladen, und dann gings ab heidi! im Dauerlauf um die Ecke. Und im selben Tempo füllte sich das kleine schweinslederne Portemonnaie, das mir Tante Meta zur Einschulung geschenkt hatte.

Die Einnahmen bezog ich gleich aus zwei Quellen. Einmal entlohnte mich die gute Heißmangelprinzipalin redlich mit einem Fünzfziger pro Arbeitstag. Zum anderen lernte ich schon frühzeitig die köstlichen Segnungen eines Trinkgeldberufes kennen und schätzen, und

ich verstehe bis heute nicht, warum ich später eine so bakschischfremde Laufbahn wie die eines Literaten eingeschlagen habe. So mancher Groschen wanderte in meine immer praller werdende Börse. Und der gute messingne Groschen mit den gekreuzten Ähren war in seinem güldenen Glanze noch das Sinnbild üppigen Vorkriegswohlstands, wenigstens so, wie er sich damals in den naiven Hirnen von Kindern und fleißigen Kleinbürgern verklärte - besonders nachdem der Führer, von einer Welt von Feinden dazu gezwungen, mit seinem Zauberstab das gelbe Messing zu Granatzündern verwandelt und das stumpfe Zehnpfennigstück aus verzinktem Eisen in Umlauf gesetzt hatte.

Damals aber hortete ich meinen glänzenden Kinderschatz und mehrte ihn durch etwas, von dem ich noch nicht wusste, dass man es angewandte Psychologie nennt. Ich hatte nämlich ziemlich bald spitzgekriegt, wie man die einzelnen Kunden am wirkungsvollsten begrüßte, wenn man auf Trinkgelder spannte. Bei Klavierlehrerin Haseloff zum Beispiel machte man einen tiefen Diener und verkündete mit bescheidener Stimme: „Guten Tag, Frau Klavierlehrerin. Meine Tante, Frau Schubotz, schickt Ihnen die Wäsche. Würden Sie so freundlich sein ... ich kann den Korb nicht alleine tragen.“ Fräulein Haseloff trug den Korb sogar ohne meine Hilfe die Treppe hinauf und flötete, immer wieder nach Luft schnappend: „Nein, was es noch für wohlerzogene Kinder gibt!“ Hier war mir außer einem Fünziger sogar ein Himbeerbonbon sicher.

Anders sah es aus, wenn ich Mittelschullehrer Tetzner zu beliefern hatte. Sein Wäschepaket war nie allzu schwer. Trotzdem schaffte ich mir ein asthmatisches Keuchen an, bevor ich den Klingelknopf drückte. Erschien der etwas zu kurz geratene Mann mit der goldgeränderten Brille und dem korrekten Scheitel in der Tür, so legte ich ihm das Paket zu Füßen, um den rechten Arm hochreißen zu können, und krächte: „Heil Hitler, Volksgenosse! Ich bringe die Wäsche!“ Dann schmunzelte Volksgenosse Tetzner wohlgefällig, legte mir die Hand auf den Kopf, wie er es im „Völkischen Beobachter“ dem größten aller Deutschen abgeschaut hatte, und schnarrte mir zu: „Jawollja, immer in strammer Haltung, mein Junge!“ Allerdings gab er nie mehr als einen Groschen.

Allmählich wurde mein Vermögen so umfangreich, dass ich es zum größeren Teil ins Sparschwein umfüllen musste. Mein Vater, der finanziell gesehen ein ziemlich armer Teufel war, empfahl mir, auf ein Knabenfahrrad zu sparen. Er hätte es mir kaum kaufen können, denn es kostete im Kaufhaus Gentz am Steintorturm bare zweiundvierzig Mark.

Leider wurde aus diesem Plan vorerst nichts, denn an der anderen Ecke von Tante Metas Häuserblock lauerte ein ruchloser Versucher darauf, mir die sauer gewordenen Groschen aus der Tasche zu ziehen. Wenn ich heute so Worte wie Konsumzwang und Manipulation höre, muss ich immer an Kaufmann Sumpf denken. Dabei tue ich dem armseligen Tante-Emma-Laden und seinem Inhaber, den gewiss längst die Brandenburgische Friedhofserde deckt, zweifellos unrecht.

Worin denn bestand sein Verführungswerk? Es gab in seinem Laden zwei Artikel, die Kinderaugen zum Leuchten bringen mochten. Kaufmann Sumpf führte sechs Sorten köstlicher Brauselimonade: Himbeere (rot), Waldmeister (grün, heute sowieso verboten, da angeblich Krebs erzeugend, aber von köstlichem Wohlgeschmack), Apfel (gelblich),

Apfelsine (orangefarben, was sonst?), Zitrone (farblos), Schokolade (braun, vielleicht ein Zugeständnis an das herrschende Regime, schmeckte übrigens scheußlich).

Die Brause wurde in 1/3-Liter-Flaschen verkauft. Die hatten noch einen eisernen Bügelverschluss mit Porzellanknopf und Gummimanschette und machten beim Öffnen vernehmlich „plupp!“.

Vor einigen Jahren habe ich mir auf einem polnischen Flohmarkt so eine Flasche gekauft, ziemlich teuer, aber zum ehrlichen Umtauschkurs. Nun könnte ich Kaufmann Sumpf zum Gedenken ab und zu mal „plupp“ machen, aber wer tut das schon? Damals, aber pluppte es bei mir mehrmals täglich. Jedes „Plupp“ kostete mich fünfundzwanzig Pfennige, aber wenn ich die Flasche gleich vor der Ladentür ausgetrunken hatte, belohnte mich Kaufmann Sumpf mit einem blanken Groschen für die leere Flasche. Er dachte übrigens gar nicht daran, mir Vorhaltungen zu machen wegen möglicher gesundheitlicher Schädigungen, wusste ich doch von meiner guten Tante Meta, dass Kinder vom allzu vielen Trinken Läuse in den Bauch bekämen. Aber so waren sie eben, diese Kleinkapitalisten, nur Profit, Profit, Profit ...

Bald begann mir Kaufmann Sumpf auf noch schönere Art das Geld aus der Hosentasche zu ziehen, indem er mich in gütigem Onkelton auf seine Wundertüten aufmerksam machte. Ich war manipulierbar und ging ihm auf den Leim. Besagte Tüte kostete einen Groschen, und dafür, das muss man zugeben, wurde allerlei geboten. Zugesteckt war sie mit einer Nadel, die gleichzeitig einen Fingerring mit Glasperle festhielt. Was sollte ich als deutscher Junge mit weibischen Fingerringen anfangen? Ich verschenkte sie, wenn gerade keine anderen Jungen in Sicht waren, gönnerhaft an die Mädchen aus dem Häuserblock. Des Weiteren enthielt die Tüte eine kleinere Tüte mit bunt gefärbtem Puffreis. Den konnte man immerhin essen, schon als Äquivalent zu dem täglichen Liter Brause. Das eigentliche Wunder der Tüte bestand jedoch in irgendeiner billigen Schnurrpfeiferei, einem Schnickschnack, einem Firlefanz: Mal war es ein Würfel, mal eine Schleife oder ein Geduldspiel. Jedenfalls blieb der Gegenstand, mit dem man nie was Rechtes anzufangen wusste, stets unter der Erwartung. Von der aber lebte Kaufmann Sumpf, denn ich war nicht sein einziger Kunde. Übrigens nahm ich damals an, er fülle die Wundertüten eigenhändig. Ob es wirklich so war, wird heute kaum noch festzustellen sein.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Im Kreisblatt mehrten sich die Anzeigen mit dem schwarzen Eisernen Kreuz. Immer wieder las man, dass jemand in treuer Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland gefallen sei. Die Frauen gingen in stolzer Trauer einher, sahen aber verweint und gar nicht so stolz aus. Überhaupt wirkten die Leute etwas stiller als früher.

Ohne dass es einer so recht angekündigt hätte, wurden manche Dinge teurer. Mir wäre das freilich verborgen geblieben, hätten mich nicht Kaufmann Sumpf und Maxe Kutz sozusagen mit der Nase darauf gestoßen.

Maxe Kutz galt als ein Original unserer Stadt. Er verrichtete Botengänge und mit seinem Handwagen kleinere Lohnfahrten. Man erzählt von ihm, er sei da oben nicht ganz dicht gewesen, aber davon muss mich erst einer überzeugen. Er pflegte eine Kneipe zu betreten,

und alsbald steckte ihm ein Stammgast einen Groschen zu und sagte: „Maxe, pfeif mal!“

Maxe ließ sich nicht lange nötigen. Sein Repertoire war recht einschichtig, er beherrschte nur eine einzige Melodie, die aber perfekt. Maxe piff den Militärmarsch „Preußens Gloria“. Ob wir den heutzutage schon wieder von unseren Blsorchestern hören können, weiß ich nicht. Wir Jungen sangen damals unseren eigenen Text darauf: „General von Ziethen lag im Bett mit seiner Frau Elisabeth. Sie lagen beide Arsch an Arsch und furzten den Radetzkymarsch ...“ Maxe Kutzt also piff und piff und hörte nicht mehr auf. Bis es dem jeweiligen Kneiper zu bunt wurde. Dann langte er Maxe einen Groschen hin und knurrte: „Nu ist jut, Maxe!“ Worauf dieser beide Groschen dem Kneiper aushändigte, seinen Schnaps trank und das Restaurant verließ. Ich glaube übrigens nicht, dass der einfältige Bote die Fachliteratur über Chicago und Umgebung, über Al Capone und Konsorten studiert hat. Bei Maxe kam das mehr so von innen heraus und war unsagbar gutartiger. In gewisser Weise nahm er die Einstellung heutiger Unterhaltungskünstler vorweg: Es kam ihm nicht darauf an, wo und vor wem er auftrat - Hauptsache, die Gage stimmte. So konnte ihn ein beliebiger Halbwüchsiger auf offener Straße engagieren - Maxe piff eben für gutes Geld. Mein Freund Hansi und ich haben es selber ausprobiert. In die Kosten teilten wir uns. Ich zahlte den Groschen fürs Pfeifen, Hansi den fürs Aufhören.

Als wir gegen Ende des ersten Kriegsjahres anderen Jungen unseren Künstler vorführen wollten, bekamen wir eine herbe Abfuhr. Maxe betrachtete geringschätzig meinen Heißmangelgroschen, spuckte darauf, gab ihn mir zurück und knurrte: „Een Fumziger und ne Zijarre, sonst fang ick jar nicht erst an!“ So war Maxe Kutzt unter die verabscheuungswürdigen Kriegsgewinnler gegangen, und nicht nur er. Als ich meinen Groschen auf den Ladentisch legte und von Kaufmann Sumpf eine Wundertüte erheischte, sagte er patzig: „Kost jetz zwanzig Fennje, wir ham nämlich Kriech.“

Das mit dem Krieg war mir bekannt, aber eine Verbindung zwischen diesem und der verteuerten Wundertüte vermochte ich zunächst nicht herzustellen. Der Führer hat gesagt, das deutsche Volk muss Opfer bringen für die heldenhaft kämpfenden Soldaten. Das wusste ich von meiner Großmutter. Auch dass er die Losung ausgegeben hat: „Kampf dem Verderb!“ Das wusste ich von Fräulein Schwartzlose, unserer Lehrerin. Die hatte uns das genauer erklärt: Jeder Teller Eintopf, den ein deutsches Kind nicht brav aufisst, bedeutet Verrat an der deutschen Volksgemeinschaft. Ich betrachtete Kaufmann Sumpf. Er hatte genauso ein Bärtchen wie der Führer, aber im Gegensatz zu dem eine spiegelblanke Glatze. Auch war die braune Uniform des Führers viel schöner als Kaufmann Sumpfs fleckiger brauner Kittel. Aber der Blick! Kaufmann Sumpf schaute genauso streng drein wie der Führer in der Wochenschau. Zögernd langte ich den zweiten Groschen aus meiner Schweinslederbörse. Das Geschäft und der Fahrradanhänger waren schließlich heute ganz gut gelaufen.

Draußen öffnete ich die Wundertüte. Sie enthielt einen hölzernen Würfel - und sonst nichts. Spornstreichs lief ich zurück in den Laden und krächte: „Herr Sumpf, Herr Su-umpf! Sie haben nicht mal Puffreis rein getan. Det is Beschiss!“

Kaufmann Sumpf glotzte mich an. Im Laden standen zwei Kundinnen, gemeinsame

Kundinnen, denn ich belieferte sie mit Heißmangelwäsche. Die freundlichsten waren sie nicht, obwohl ich sie mit schallendem „Heil Hitler!“ zu begrüßen pflegte. Kaufmann Sumpf blickte auf die beiden Damen, heute würde ich sie als Zimtzicken bezeichnen. Sie schauten einander an und machten mit der Zunge jenes schmatzende Geräusch, das man so unzulänglich mit „Tz, tz, tz“ wiedergibt. Dies ermunterte den Ladeninhaber. Er kam auf mich zu, haute mir rechts und links eine runter, fügte in der Mitte noch eine hinzu, packte mich am Kragen und beförderte mich mit dem Rufe „Lass dir nicht noch mal bei mir blicken, du Lausewanst!“ vor die Ladentür.

Mir war merkwürdig taumlig zumute. In meinem Kopf sumimte es. Mir kamen die Tränen. Ich begann schniefend hochzuziehen. Es schmeckte so komisch. Als ich mit dem Handrücken über die Nase fuhr, war alles rot. Nur nicht so der Tante Meta und der Großmutter unter die Augen treten! In einem Hausflur presste ich das Taschentuch gegen die Nase, bis das Bluten aufhörte. Dann warf ich das Taschentuch weg. Bei der Heißmangel herrschte Hochbetrieb. Mein verstörtes Aussehen fiel keinem auf. Ich ging in die Küche, wusch mir die Nase und setzte mich auf einen Stuhl.

Meine Logik war glasklar: Der Führer ist gerecht. Kaufmann Sumpf ist ungerecht. Auch die Feinde sind ungerecht, denn sie wollen Deutschland verderben. Kaufmann Sumpf hat versucht, mich zu verderben. Also ist er ein Feind, denn ich bin ein deutscher Junge. Feinde muss man töten, also muss Kaufmann Sumpf sterben.

Wie aber sollte ich mein Urteil vollstrecken? Ich war ein halbes Pfund Hackfleisch, der Feind aber ein kräftiger Unhold. Das hatte das erste Treffen erwiesen. Vielleicht sollte ich ihm einfach die Schaufensterscheibe mit einem Stein einwerfen? Hier aber setzte eine andere Hemmung ein. Als ich noch sehr klein war, bin ich mit meinem Vater durch die Innenstadt gegangen. Da sind Männer in braunen Uniformen aus einem Auto gestiegen und haben mit Knüppeln eine Schaufensterscheibe eingeschlagen. Mein Vater hat mich auf den Arm genommen. Er hat so komisch gezittert und immerzu vor sich hin gemurmelt: „Diese Schweine, diese Schweine!“ Dann ist er mit mir in die Stehbierhalle von Bunke gelaufen und hat ganz viel Schnaps getrunken. Wie wir nach Hause gekommen sind, hat uns meine Mutter ganz schnell ins Bett gebracht, und ich durfte bei meinem Vater schlafen. Er hat mich ganz doll gedrückt und immer geweint. Schaufenster einschmeißen, das wusste ich schon damals, muss etwas ungeheuer Böses sein.

Meine Nase schmerzte noch heftig, als mich Großmutter an diesem Abend zudeckte, aber ich behielt mein Wundertütenerlebnis für mich. Die Großmutter schnarchte schon ein wenig, da sprang mich plötzlich der zündende Gedanke für meine Rachepläne an. Wenn ich Kaufmann Sumpf einfach umbrachte, kam er womöglich noch in den Himmel - wer kannte sich in solchen Fragen schon aus? - und durfte täglich die lieben Englein singen hören. Und was hatte ich davon?

Nein, das Schicksal sollte ihn härter treffen. Man muss ihm das Liebste nehmen, was er auf dieser Erde hatte, und das war unbestritten seine Frau. Selbst wenn Kunden im Laden waren, turtelte er mit dieser Dame herum, dass man schon gar nicht mehr wusste, was man als Siebenjähriger für ein Gesicht machen sollte. Mit honigsüßer Stimme sprach er zu

ihr: „Mein Pusselchen, mein Schnudelchen“ und betatschte sie dauernd unter ihrem faltigen Doppelkinn. Dabei war Frau Sumpf alles andere als schön. Sie überragte als dürre Bohnenstange ihren Mann um Haupteslänge, watschelte wie eine Ente und hatte eine genauso scheppernde Stimme wie der Wecker meiner Großmutter. Dabei tat sie aber ungeheuer fein, und wenn sie wirklich mal im Laden mit bediente, verbesserte sie ständig meine Aussprache. Kurzum: Frau Sumpf war das geeignete Opfer meiner Rache. Diese aber musste sorgfältig geplant werden.

Da ich fast täglich in der Gegend herumstreunte, wusste ich, dass Schnudelchen jeden Donnerstagnachmittag in die Stadt fuhr. Sumpfs wohnten zwar nicht auf dem Lande, aber wenn man bei uns Stadt sagt, meint man noch heute die beiden rechtwinklig zueinander verlaufenden Hauptgeschäftsstraßen im Weichbild der historischen Neustadt. Was Frau Sumpf dort jeden Donnerstag zu suchen hatte, habe ich nie erfahren. Ich will ihr - schon ob des geschilderten Aussehens - nicht unterstellen, dass sie einen Liebhaber besuchte. Ich weiß auch nicht, ob sie Singestunde im Kirchenchor von St. Katharinen hatte oder gar Versammlung bei der NS-Frauenschaft, einer Organisation, über die ein literarischer Spottvogel nach dem Ende des Tausendjährigen Reiches schrieb: „Dem Führer unsre Mühe, dem Führer unsre Kraft. Wir sind die alten Kühe der NS-Frauenschaft.“ Ich wusste jedenfalls, dass Frau Sumpf zu ihrer Stadtfahrt stets die Weiße Linie der Straßenbahn benutzte, und zwar genau um 15 Uhr. Woher ich das so genau weiß? Natürlich hatte man mir noch keine Quarzuhr zur Einschulung geschenkt. Meine erste Uhr bekam ich mit neunzehn Jahren. Das Westgeld dafür haben meine Eltern zum Schwindelkurs eingetauscht. Meine genaue Zeitangabe entsprang einer einfachen Beobachtung. Kaufmann Sumpf öffnete pünktlich um 15 Uhr seine Ladentür für die Kundschaft. Donnerstags ließ er bei der Gelegenheit sein aufgedonnetes Pusselchen hinaus, drückte ihr einen vermutlich nach Fassgurken schmeckenden Schmatz auf den Mund, und Schnudelchen stöckelte eilig zu der etwa 100 Meter oberhalb des Eckladens liegenden Haltestelle. Fuhr die Weiße Linie dann am Laden vorüber, so warf Kaufmann Sumpf seiner Holden durchs Fenster eine Kusshand zu.

Ein echter Terrorist studiert die Gewohnheiten seiner Opfer, und man sieht, ich war ganz gut im Bilde. Mein Plan schien so genial wie einfach: Ich brauchte nur die Straßenbahn unmittelbar vor dem Sumpfschen Laden zum Entgleisen zu bringen, so fand nicht nur Pusselchen ein grausiges Ende - der Schläger im fleckigen Kittel musste auch noch die Katastrophe mit eigenen Augen ansehen.

Vielleicht sollte ich, bevor ich zum Attentat schreite, erklären, was es mit dem Phänomen der Weißen Linie auf sich hat. In meiner Heimatstadt führten die Straßenbahnlinien bis 1945 nicht, wie andernorts üblich, Nummern zur Unterscheidung, sondern Farben, die sie auf drehbaren Schildern oberhalb der Fahrerkabine zeigten. Es war ähnlich wie bei Kaufmann Sumpfs Brausesortiment. Es gab eine Rote, eine Gelbe, eine Blaue, eine Weiße und zeitweise auch eine Grüne Linie. Die Weiße sollte nach meinem Willen die Sumpfsche Todeslinie werden.

Wenn ich die Dinge heute so überschaue, so erschreckt es mich noch im Nachhinein. Mir kam nicht einmal der Gedanke, dass doch auch der Fahrer, die Schaffnerin und etliche

unschuldige Fahrgäste zu den Opfern hätten zählen können. Darum begreife ich vielleicht als einziger Bürger unseres so friedlichen wie gutartigen Landes in vollem Umfang die Schrecken des internationalen Terrorismus. Damals war es mir - den vulgären Ausdruck kannte ich freilich noch nicht - scheißegal.

Der nächste Abschnitt der fahrplanmäßigen Strecke bot ohnehin seine Gefahren. Die Bahn überquerte die kesselförmige Erweiterung des Büttelhandfassgrabens. Der Überlieferung nach pflegte sich dort im Mittelalter der Scharfrichter, wenn er am nahen Galgen einen armen Sünder gehenkt hatte, die Hände zu waschen. Auf dem Eis des zugefrorenen Kessels tummelten sich im Winter die Kinder mit Schlittschuhen oder Holzpantinen, je nach dem sozialen Status. Ich habe dieses Eis nie betreten, denn von Tante Meta wusste ich, dass hundert Jahre zuvor ein durchgehendes Fuhrwerk in den Kessel gerast sei. Weder vom Fuhrmann noch vom Wagen und den Pferden habe man jemals eine Spur gefunden. Leider stand es nicht in meiner Macht, die Bahn mit Frau Sumpf in den grausigen Kessel stürzen zu lassen.

Der von mir bestimmte Todesort lag etwa zweihundert Meter davor. Als sich, von der Haltestelle kommend, die Bahn der geballten Ladung näherte, war ich für Sekunden bereit, auf die Schienen zu springen, um das Unheil doch noch zu verhindern. Pure Feigheit hielt mich zurück.

Fünf Jahre später erlebte ich fast an derselben Stelle, was es heißt, Todesfurcht zu empfinden. Wir hatten im Frühjahr 1945 die noch immer umkämpfte Stadt verlassen müssen. Als wir, Vater, Mutter, Bruder und ein unechter Foxterrier zurückkehrten, unsere Habe auf einen Handwagen gepackt, war jene Büttelhandfassbrücke der einzig mögliche Zugang zu unserem inzwischen halb niedergebrannten Stadtviertel. Aber die Brücke bestand nur noch aus zwei einsamen Straßenbahnschienen, über die man ein paar Bretter und ausgehängte Türen gelegt hatte. Nachdem wir mit winzigen Zeitlupenschritten das andere Ufer erreicht hatten, triff uns der Angstschweiß aus allen Poren.

Heute ist der Kessel längst zugeschüttet. Eine breite Straße führt darüber. Es gibt keine Tante Meta mehr und auch keinen Kaufmann Sumpf. Bei aller Feindschaft wünsche ich ihm nachträglich, dass er seine Frau noch oft „Mein Pusselchen“ und „Mein Schnudelchen“ nennen durfte.

Wer einen Groschen aus Messing auf die Schienen legt, bringt keine Straßenbahn zum Entgleisen und keine dürre Kaufmannsfrau vom Leben zum Tode, genauso wenig, wie ein Bombenleger den gesetzmäßigen Lauf der Dinge ändert. Und ich bin ganz froh, dass ich das aus eigener Erfahrung sagen kann.

Wie meine Laufbahn als KLAVIERVIRTUOSE scheiterte

Man müsste Klavier spielen können, behauptete man vor einem Menschenalter, denn wer Klavier spielt, hat Glück bei den Frauen. Was mögen das für rückständige Zeiten gewesen sein! Ein junger Mann von heute würde bei den meisten Mädchen als bleicher Spinner abblitzen, versuchte er, auf diese altmodische Art zu landen, es sei denn, er säße schön und blond wie der Franzose Richard Clayderman im weißen Frack am weißen Flügel und spielte Pour Adeline oder Song Of Joy. Aber wer klimpert sonst schon noch selber auf dem Piano herum, wo es doch viel bequemer ist, eine Platte aufzulegen oder den Rekorder einzuschalten? Im Zeitalter der wachsenden Spezialisierung überlässt man die Musik den professionellen Fachleuten, anstatt sich mit hausgemachter Stümperei abzugeben.

Was mich betrifft, so bin ich ein altmodischer Mensch und bedauere das Dahinsterben des Klavierspielens. Eingeweihte wissen, dass ich nicht von jenem Instrument rede, wie es Annerose Schmidt in internationalen Konzertsälen zu immer neuen Ehren führt. Ich meine jenes Klavier, das in einem Café stand. Drei würdige Herren, Violine, Cello, Piano, gaben dort nachmittags zu Mokka und Kirschtorte die Serenade von Toselli oder das Poem von Fibig, vertauschten nach dem Abendbrot den schwarzen Smoking mit der Lüsterjacke, die Streichinstrumente mit Saxofon und Schlagzeug und spielten zu gedämpftem Licht eine so leise, zärtliche Barmusik, dass man seiner Partnerin beim Tanzen nicht das Ohr abbeißen musste, um ihr mitzuteilen, dass man das erste Mal in dieser zauberhaften Stadt sei.

So was gab es, Ehrenwort! bei uns noch Mitte der sechziger Jahre, zum Beispiel im Bahnhofshotel zu Quedlinburg. Als die Nostalgiewelle trotz allen Hohngeschreis der Presse auch bei uns eindrang, vielleicht nicht so sehr die Seelen wie die Haushalte überspülte, hegte ich die heimliche Hoffnung, auch das Klavier mit seiner dezenten Barmusik würde wieder in unseren Breiten heimisch werden. Ein törichtes Hoffen, wie inzwischen jeder weiß.

Wäre ich nicht ein so faules und undiszipliniertes Kind gewesen, so könnte ich heute mich und die Meinen an den himmlischsten Gaben der Frau Musica laben. In meinem Zimmer stünde ein braunes, matt glänzendes Klavier mit messingnen Kerzenleuchtern. Und wenn mir so wäre, mitten in der Nacht, so setzte ich mich im Schlafanzug auf den harten Schemel, schlug behutsam den Deckel auf und spielte mit versonnenem Lächeln die Mondscheinsonate.

Geboren bin ich in einer Eckkneipe, im letzten Monat der Weimarer Republik. Die Stammkunden nannten das Lokal den „Blauen Affen“, obwohl es eigentlich ganz anders hieß. Es verkehrten dort Arbeiter, Straßenbahner und Inhaber kleiner Läden, Kommunisten, Sozialdemokraten und parteilose Kleingärtner. Familienväter versoffen ihren Wochenlohn und Arbeitslose ihr Stempelgeld. Selbst der berüchtigte Zuhälter und Messerstecher Schmalte Brebeck trank ab und an seine Molle und seinen Korn, soll jedoch niemals randaliert haben.

Der „Blaue Affe“ muss eine mächtig verräucherte Stampe gewesen sein, hatte aber außer den herkömmlichen schlichten Getränken auch einiges zu bieten, nämlich Bockwurst mit Kartoffelsalat, Soleier und Buletten und nicht zuletzt das Klavierspiel meines Vaters. Das war nämlich das einzige, was ihm in dieser Kneipe Spaß machte. Als sehr jungen Mann

hatte ihn der Rat der älteren Geschwister dazu verdammt, meiner Großmutter am Thresen mannhaft zur Seite zu stehen.

Mein Vater hat nie Klavierspielen gelernt, aber es ist noch heute so mit ihm: Er nimmt ein Instrument zur Hand, fingert ein bisschen daran herum, und schon entlockt er ihm zusammenhängende und durchaus melodisch klingende Töne. Im „Blauen Affen“ spielte er im Nu die allerneuesten Schlager: „In einer kleinen Konditorei ...“, „Schöner Gigolo, armer Gigolo ...“, „Adieu, du kleiner Gardeoffizier ...“, „Es war einmal ein Musikus ...“.

Die Schlager des Jahres 1935 hießen: „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen ...“ und: „Du kannst nicht treu sein, nein, nein, das kannst du nicht ...“.

Man sagt mir nach, ich hätte neben Vaters Klavier gestanden und aus voller zweijähriger Kehle mitgesungen.

Es waren schlechte Zeiten für eine Arbeiterkneipe, deren Pächter von der Adlerbrauerei doch ziemlich ausgeräubert wurde. Die verlangte als Pacht vierzig Prozent vom Bierumsatz, wobei Vater natürlich das Bier nur von der Adlerbrauerei beziehen durfte, und das war fast noch schlechter als das, was man heute für gewöhnlich in den Kaufhallen meiner Heimatstadt in seinen Korb fischt.

Meine Mutter hat allerdings noch eine andere Version für den Exodus aus dem Blauen Affen anzubieten: Sie habe um ihr Kind gefürchtet. Einmal sei sie dazugekommen, wie ein betrunkenener Stammgast an der Pinkelrinne stand, mit der Rechten sein Gerät bedienend, mit der Linken dem Kleinkind eine angebissene Bulette entgegenhaltend: „Na, Kleener, wiste ma abbeißen?“ Außerdem soll man mich mehrfach gesichtet haben, wie ich in Windeseile Likör- und Bierneigen leerte.

Ohne näher auf solche Legenden einzugehen, will ich nur mitteilen, dass sich meine Großmutter Ende 1935 ins Rentnerdasein zurückzog, während meine arbeitslosen Eltern von ihren letzten Ersparnissen eine mehr als bescheidene Zweizimmerwohnung in der Bahnhofsgegend mieteten. Vater bekam endlich eine dürftig bezahlte Stellung als Fürsorgearbeiter bei der Stadtverwaltung. Es reichte trotzdem nicht hin und nicht her. Großmutter sprang ein und nahm wenigstens einen Fresssack, nämlich mich, in Kost und Logis.

Fortan wohnten wir beide in einem prächtigen dreigeschossigen Jugendstilhaus Am Altstädtischen Markt Nr. 3. Erst vor Kurzem habe ich meiner Frau, die nicht aus dieser Stadt stammt, das Haus gezeigt. Der Marktplatz als solcher ist verschwunden. Busse und Baufahrzeuge donnern um die Ecke. Es staubt und stinkt nach Dieselabgasen.

Vor dem Rathaus stand in meiner Kinderzeit der Kurfürstenbrunnen, eine kunstvolle Bronzegussplastik, Reiterstandbild des Burggrafen Friedrich von Nürnberg unter gotischem Baldachin, errichtet im Jahre 1912. Da waren es gerade 500 Jahre her, dass die Hohenzollern Einzug in die Mark gehalten hatten. Der Brunnen mit seinen Figuren wurde 1945 von der neuen Stadtverwaltung entfernt, zwei Jahre bevor der Alliierte Kontrollrat einen toten Hund noch einmal totschiess: den preußischen Staat. Vielleicht haben wir nach all den schweren Jahren heute den Ansatz gefunden, unser Verhältnis zur Geschichte zu

ordnen, es endlich einmal dahin zu bringen, dass Geschichte nicht das langweiligste und widerwärtigste unter unseren Schulfächern ist. Leider können wir bestimmte Schlösser nur mehr in historischen Bildbänden wiederfinden und den viel wertloseren Kurfürstenbrunnen bloß noch auf antiquarischen Ansichtskarten.

Ich betrete das Haus mit Vorsicht, denn ich weiß: Die Erinnerung vergoldet selbst einen Kackhaufen. Und genau über den stolpern wir schon im Hausflur, und er ist nicht vergoldet. Das Treppenhaus wirkt dreckig und verkommen. Erhalten sind wie durch ein Wunder das prächtig geschnitzte Geländer mit den Löwenköpfen und die bunten Glasfenster mit den Blumen- und Bienenornamenten. Es war mal ein hochherrschaftliches Haus. Aber schon nicht mehr, als Großmutter und ich einzogen.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Wiesner/Schneewittchen/schneewittchen.htm> ***

C. U. Wiesner



Geboren im letzten Monat der Weimarer Republik, am Neujahrstag 1933, in der einstigen märkischen Hauptstadt Brandenburg, entwich nach dem Abitur den heimatlichen Stadtmauerzwängen, gelangte in eine etwas größere Hauptstadt, ohne zu ahnen, daß man dort schon zehn Jahre später aus väterlicher Sorge bemüht sein würde, ihm den Horizont mit erheblicherem Bauaufwand zu verstellen.

Eines Tages mochte er fürder nicht mehr in der eingefriedeten Hauptstadt leben und zog es vor, in die vertrauten märkischen Wälder zurückzukehren.

Dank prophetischer Gaben bestellte er den Möbelwagen von Berlin-Pankow nach Klosterfelde für den 9. November 1989.

Während des achtunddreißigjährigen Berlin-Aufenthalts:

Studien als Dolmetscher für Englisch; Germanistik und Filmszenaristik (diese im Gegensatz zu jenen hin und wieder angewandt).

Tätig als Lektor, Redakteur, Reporter, Theaterkritiker, Mitarbeiter der satirischen Zeitschrift

Eulenspiegel, Entertainer in eigener Sache, Schauspieler (leider zu selten) und (vorwiegend) Schriftsteller.

Sein bekanntestes Geschöpf ist der **Frisör Kleinekorte**, den das Berlin-Brandenburgische Wörterbuch zu Recht an die Seite der Volksfiguren von Glaßbrenner und Tucholsky stellt.

C.U.W. schrieb u. a. Hörspiele, Kabarett-Texte, Fernsehfilme und Fernsehserien (u. a. Gespenstergeschichten wie **Spuk unterm Riesenrad**, **Spuk im Hochhaus**, **Spuk aus der Gruft** für Kinder von 8 bis 88 Jahren) sowie dreizehn Bücher, vom Kinderbuch über den Kriminalroman, die satirische Darstellung eigener Umwelt im weitesten Sinne bis zum bitteren erst um die Jahreswende 1989/90 nach einiger Verzögerung erschienenen Märchenroman für Erwachsene **Die Geister von Thorland. Machs gut, Schneewittchen!** und **Lebwohl, Rapunzel!** erzählen von den Kinder- und Jugendjahren in der Havelstadt Brandenburg.

E-Books von C. U. Wiesner

Die Geister von Thorland

Anfang Juli 1985 brachten verschiedene Tageszeitungen folgende Meldung: "Dem Fährschiff *Saßnitz*, das an den Wochenenden zwischen Saßnitz (Rügen) und Rönne (Bornholm) verkehrt, fiel östlich des 14. Längengrades und südlich des 55. Breitengrades aus ungeklärten Gründen kurzzeitig die Radarortung aus: Die Radarantenne fuhr Karussell. Ebenso ungeklärt sind eine dichte Nebelwand bei strahlendem Sonnenschein und hohem Luftdruck sowie eine rätselhafte Wellenfront bei spiegelglatter See in der Höhe des Adlertiefs." Niemand wäre seinerzeit darauf gekommen, dass an dieser Stelle, mitten in der Ostsee einst das nördlichste souveräne Herzogtum Thorland gelegen hatte. Es musste im Jahre 1885 untergehen wie einst die legendäre Stadt Vineta. Auch seine Bewohner hatten damals nicht gut getan.

C. U. Wiesner erzählt die fesselnde und anrührende Geschichte vom Untergang und Wiederauftauchen Thorlands und fügt als Beweis einen reich bebilderten 32-seitigen Originalreiseführer des Herzogtums von 1885 bei. Aus diesem erfährt man u. a. von seltenen Tieren, die es nur auf dieser Insel gegeben hat, etwa dem Bockschwein, dem Feuerdingo oder dem Kurzschwänzigen Thorländischen Vielfraß.

Bücher haben ihre Schicksale. *Die Geister von Thorland* wollte der Eulenspiegel Verlag plangemäß im II. Quartal 1989 auf den Markt bringen. Dann aber verschlang der allerletzte Parteitag der SED soviel von dem ewig knappen Druckpapier, dass so manches Verlagsvorhaben zurückstehen musste. Vielleicht war das für die Sicherheit des Autors gut so, nicht jedoch für sein Werk, in dem er auf märchenhafte Weise den Fall der Mauer vorhersagte.

Das Möwennest

Ein Mann fährt auf eine malerische Ostseeinsel und erlebt den nächsten Tag nicht mehr, seine Leiche treibt im Bodden, nahe dem Ufer. Würgemale und Kopfverletzungen sind Indizien eines gewaltsamen Todes. Wer war der Mann, und weshalb musste er sterben? Diese Fragen konfrontieren Hauptmann Wadzeck und seine Mitarbeiterin Sabine Donix mit der widersprüchlichen Person des Toten. Sie stellen fest: Das Motiv für die Tat hätten einige ...

Das war's. Lachdienliche Hinweise

Eine Sammlung von Kurztexten, die teils im Eulenspiegel erschienen waren, teils zum Repertoire Wiesners kabarettistischen Lesungen gehörten. Für das Berliner Kabarett *Die Distel* hatte er seinerzeit eine Fontane-Parodie geschrieben. Am Premierenabend aber vermisste er sie auf dem Programmzettel. Der Direktor des Hauses behauptete, sein Kabarettist Gustav Müller habe den viel zu langen Riemen nicht lernen können. Nun ja, der obrigkeitshörige Otto Stark hatte einfach Schiss. Wiesner dagegen nicht so sehr. Fortan wurde sein *John Maynard* viele Jahre lang ein Höhepunkt seiner eigenen Auftritte.

Die singende Lokomotive

Ein unglücklich verliebter junger Mann verabredet sich mit der Dame seines Herzens zum Schlittschuhlaufen, obwohl er noch nie solche Eisen unter den Sohlen gehabt hat ... Ein paar neunmalklugen Männer machen eine bahnbrechende Erfindung, mit der man sich das Rauchen abgewöhnen könnte ... In Leipzig, vor der Thomaskirche, steigt Johann Sebastian Bach von seinem Sockel, um mit ein paar Musikstudenten nächtlicherweile zu jassen ...

In 25 Kurzgeschichten, zuvor schon in der Zeitschrift *Eulenspiegel* veröffentlicht, geschehen komische, skurrile, alberne und abgründige Dinge.

Frisör Kleinekorte in Venedig und anderswo

Ernst Röhl, Wirtschaftsredakteur der Zeitschrift *Eulenspiegel*, hatte ein ausgemachtes Faible für heiße Eisen, aber die mussten möglichst raffiniert verpackt werden, damit sich bestenfalls die Zielfiguren die Finger daran verbrannten, nicht aber Redakteur und Autor. Da war für uns Eiertänzer schon Turnierformat vonnöten. Konnte man einen Missstand nicht frontal angehen, so war die bessere Möglichkeit, den Frisör Kleinekorte über das Thema paraphrasieren zu lassen. Das klappte fast immer, was vielleicht auch daran lag, dass die eingewanderten Genossen der ZK –Abteilung Agitation und Propaganda des Berlinischen nicht mächtig waren.

Zweimal aber blieben Kleinekortes Monologe schon beim Chefredakteur Gerd Nagel hängen. Bei dem Text *Frisör Kleinekorte – ein Rufer in der Wüste* notierte er: „Das ist eine Bankrotterklärung für unsere sozialistische Volkswirtschaft. Nein und nochmals nein!“

Frisör Kleinekorte seift wieder ein

Mitte April 1961 redete ganz Berlin über Juri Gagarin und seine spektakuläre Erdumrundung. Ich steuerte den Frisörsalon an und wollte gerne den Meister zu einem witzigen Kommentar provozieren. Der Alte aber stand vor seiner Ladentür und schimpfte wie ein Rohrspatz, dass es die ganze Straße hören konnte. „Hamse schon jehört, wat die sich da ohm wieder ausjedacht ham? Nu wollnse die kleinen Tauben allesamt verjiften, und dis, wo doch durch den Kriech so velle von die heimatlos jeworden sind, Is dis nich 'n Stück ausm Dollhaus? Da steckt bestimmt wieder die verdammte Partei dahinter. Da sollnse doch lieber ihre Parteiengenossen verjiften, findense nich ooch?“ Da ich schon damals nicht das Zeug zum Widerstandskämpfer hatte, machte ich wortlos auf der Stelle kehrt und verschob den nächsten Haarschnitt um mindestens eine Woche. Da der Alte partout nicht domestizierbar war, erfand ich von nun an Kleinekortes Monologe höchstselber, natürlich mit Kowalczyks Eingangsformel.

Frisör Kleinekorte

Ende der fünfziger Jahre wohnte ich im Bezirk Prenzlauer Berg in einer Untermieterbude am Arnswalder Platz. Gleich um die Ecke, in der Dimitroff-Straße, lag des Altberliner Figaros armseliger, aber sauberer kleiner Laden, der mich mit seinen vielfältigen Utensilien an das Bühnenbild eines frühen Gerhart-Hauptmann-Dramas erinnerte. An der Tür hing ein handgeschriebenes Schild: *Freitag und Sonnabend kann ich Kinder keine Haare schneiden*. Den Frisierstühlen gegenüber prangte halblebensgroß ein gerahmtes handkoloriertes Foto. Es zeigte den schnauzbärtigen Ladenbesitzer in der kleidsamen

Infanteristenuniform des Ersten Weltkriegs, neben sich, wie einen Hund an der Kette, ein wassergekühltes Schweres Maschinengewehr auf Rädern, darunter ein Schild: *Wir Herrenfrisöre kämpfen für den Frieden.*

Solange Meister Kowalczyk seinen Kunden bediente, vom Kittelumbinden bis zum Kragenabbürsten, redete er auf ihn ein. Monologe voller skurriler Lebensweisheiten und komischen Döntjes aus seinem langen Erdentagen. Die weitere Personage bestand aus seiner Ehefrau, Muttern, die höchstens mal mit einem Töppken Kaffee in Erscheinung trat, aber in den Erzählungen ihres Mannes eine gewisse Rolle spielte.

Herrensalon W. Kleinekorte

Nach fast zwanzig Jahren geriet meine Figur in eine tiefe Sinnkrise. Dummerweise war mir im allerersten Text eine Altersangabe unterlaufen. Da sagt Kleinekorte: „Wissense. ick bin jetzt an die Zweiundsiebzig ...“ Unter den Lesern aber gab es auch mathematisch begabte; und die fingen nun an zu rechnen und taten empört der Redaktion kund, dass es so steinalte Friseure gar nicht geben könne, und man solle den alten Bartkratzer endlich eines natürlichen Todes sterben lassen. Leserbriefe mussten in der DDR ernst genommen und binnen 14 Tagen beantwortet werden, galten sie doch als *Eingaben im Sinne des Staatsratserslasses* über Eingaben. So tagte denn das Redaktionskollegium mit heißen Köpfen: Sollten die Leute gar recht haben? Zwar kamen die Briefe nicht aus dem berlin-brandenburgischen Sprachraum, sondern von einem kleinen zänkischen Bergvolk im Süden der Republik. Aber es war ein hoher Prozentsatz von ungehaltenen Konsumenten: Bei einer Auflage von gut dreihunderttausend Exemplaren immerhin **zwei Briefe!!!**

Traurig und verunsichert bangte ich um die Figur, die in all den Jahren nicht nur mir ans Herz gewachsen war. Dann aber bekam ich einen heißen Tipp, der mich zum Gegenschlag ausholen ließ: In der Berliner Brunnenstraße gäbe es einen Herrenfrisör namens Fritz, der noch mit dreiundneunzig Jahren hinter dem Stuhle stünde. Flugs machte ich mich in der Rolle eines Kunden auf den Weg, und siehe da: Mein Informant hatte nicht gelogen. Als das kleine alte Männlein gegen Ende der Sitzung mit zitternden Händen seinen Barbierdegen schärfte, um mir den Nacken auszurasieren, packte mich die nackte Angst. Ich dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Nun sagt man ja, in solcher Lage zöge blitzschnell noch einmal das halbe Leben an einem vorbei. Von wegen! Ich hatte nichts als scheißernde Angst. Da besann ich mich auf das Wort: Solange noch geredet wird, wird nicht – geschnitten. Also begann ich pausenlos auf ihn einzuquasseln. Dabei fragte ich ihn auch: „Sagense mal, Meister Fritz, in welchem Altersheim leben Sie denn?“ „Altersheim?!“, erwiderte er kopfschüttelnd. „Ick lebe als Untermieter - bei ältere Leute.“

Jonas wird misstrauisch

An einem Wintertag des Jahres 1967 verließ der Kollege P., leitender Mitarbeiter des Eulenspiegel Verlages, um die Mittagszeit sein, um sich, wie er sagte, kurz mit einem alten Kriegskameraden zu treffen. Als seine Kollegen Feierabend machten, war P. noch immer nicht zurückgekehrt. Am nächsten Tag erschien er, sonst ein Muster an Korrektheit, nicht zum Dienst. Die Kollegen begannen sich zu wundern, zumal er am Vortage nicht mal seinen Mantel mitgenommen hatte. Bald schwirrten die Gerüchte durch das Haus.

Am Morgen darauf ging in einem Dorf bei Bernau eine junge Frau zur Arbeit. In einem Waldstück blieb ihr vor Schreck beinahe das Herz stehen. An dem Ast einer Eiche baumelte ein Mann mit heraushängender Zunge ...

Der Fall P. konnte nie aufgeklärt werden. Als der Verlag Neues Berlin einen Wettbewerb um die beste Kriminalerzählung ausschrieb, beschloss ich, mich zu beteiligen. Da ich für längere Arbeiten gern den häuslichen vier Wänden entfleuchte, suchte ich mir ein ruhiges Quartier in der Uckermark. Als ich mit meinem Trabant gen Norden fuhr, hielt mich kurz hinter der Berliner Stadtgrenze ein junger Mann an. Ob ich bis Zerpenschleuse führe? Nachdem er eingestiegen war, erzählte er mir, er habe gerade seine Abiturprüfung bestanden. Ich gratulierte ihm und fragte ihn, warum er dann so ein trübseliges Gesicht mache. Da sagte er mir mit Tränen in den Augen, vor drei Tagen habe sich sein Lieblingslehrer erhängt.

Mach's gut, Schneewittchen. 10 Geschichten aus der Kinderzeit

Es tauchen die Gestalten meiner Kindheit aus dem Nebel der Vergangenheit auf: der böse Kaufmann Sumpf, dessen Weib ich in ohnmächtiger Rachsucht beinahe umgebracht hätte, der furzende Lehrer Buchhorn, dem ich einen Spitznamen verpasste, der ihm bis zum Lebensende anhing, die Kinder des Reichspropagandaministers auf der Insel Schwanenwerder, der Feldmarschall von Mackensen in der Uniform der Totenkopfusaren, welcher schmachvoll im Katzendreck erstickte, und viele andere.

Meine Heimatstadt nannte ich 1982 nicht beim Namen, aber sie ist unschwer als Brandenburg an der Havel zu erkennen. Auch die meisten Personen verschlüsselte ich, denn man weiß ja nie ...Trotzdem wäre es einmal beinahe schiefgegangen. 1986 veranstaltete die größte Buchhandlung der Stadt eine Signierstunde. Mehr als zweihundert Leser standen Schlange, aber so was war im Leseland DeDeDingsda keineswegs ungewöhnlich. Bei der anschließenden Lesung saß in der ersten Reihe ein Mann, der mir durch seine Schnapsfahne und seinen finsternen Blick auffiel. Leicht verunsichert überlegte ich: Woher kennst du denn den Kerl? Nachdem der Beifall verrauscht war, zischte mir der Mann zu: „Det is ne Schweinerei von dir, dette jeschrieben hast, wie dulle mein Vadder jeschielt hat. Komm du mir nachher hier raus, sag ick dir!“

Nun erst erkannte ich meinen ehemaligen Jungenschaftsführer Günter, der in dem Kapitel *Als ich ein Großdeutscher Pimpf war* zu Recht nicht sehr schmeichelhaft weggekommen ist. Ich verließ die Buchhandlung durch die Hintertür. Wie lange können Ressentiments noch weiterglimmen? Er war damals dreizehn, ich zwölf Jahre alt.

Leb wohl, Rapunzel! 11 Kapitel aus der Jugendzeit

In der Havelstadt Brandenburg endeten meine Kindheitserinnerungen *Mach's gut Schneewittchen*. Und genau da geht es nun weiter. Das Kriegsende naht. Den letzten schweren Luftangriff erlebe ich in einem Hochbunker. Und plötzlich sind die gefürchteten Russen da. Der deutsche Kampfkommandant weigert sich zu kapitulieren. Lieber opfert er die Stadt. Vorbei an den ersten Toten, die ich in meinem zwölfjährigen Leben sehe, geht es hinaus auf einen Flüchtlingstreck. In einem märkischen Dorf hören wir im Reichsrundfunk die Meldung, dass unser heißgeliebter Führer an der Spitze seiner Truppen in heldenhaftem

Kampf gefallen sei. Nur den schwachsinnigen Alwin aus unserer Straße freut das: „Wenn der abjekratzt is, kann er mir nich mehr wechholen lassen, sagt mein Pappa.“

Nach dem Abitur versucht mich die Großstadt Berlin an ihren gewaltigen Busen zu drücken. Diese Liebe ist zunächst einseitig, nicht aber meine Liebe zu Luise, die nun für ein Jahr im Städtischen Dolmetscherseminar neben mir sitzt. Voller Seligkeit paddeln wir im Faltboot durch die märkischen und mecklenburgischen Seen, wandern den Rennsteig entlang und spuken auf der Burg Falkenstein im Harz herum. Alles könnte gut sein, wäre da nicht die noch mauerlose Stadtgrenze. Jede Woche zweimal besucht Luise, die in Wirklichkeit Annegret heißt, in Westberlin den Gottesdienst einer christlichen Sekte, und ich bemühe mich, ihr in ihrem Glauben zu folgen. Warum soll ich mir kein Beispiel an dem französischen König Henri IV. nehmen, der zum katholischen Glauben übertrat, weil ihm Paris eine Messe wert war? Man braucht ja nur 20 Pfennige für eine S-Bahnkarte, um das Land zu wechseln.

Spuk unterm Riesenrad

Auf einem Staubsauger fliegen sie durch die Lüfte – vom Alexanderplatz zur Burg Falkenstein im Harz: Hexe Emma, Riese Otto und der böse Zwerg Rumpi, lebendig gewordene Figuren aus einer Berliner Geisterbahn. Die drei Enkelkinder des Schaustellers, Umbo, Tammi und Keks, machen sich auf zu einer atemberaubenden Verfolgungsjagd.

Die siebenteilige Abenteuerreihe von C. U. Wiesner, erstmalig im Fernsehen der DDR am 1. Januar 1979 ausgestrahlt, hat es längst zu einem Kultstatus gebracht. Sie wurde zu einem zweiteiligen überaus erfolgreichen Kinofilm, erreichte als Kinderbuch in den achtziger Jahren eine Auflage von über 100.000 Exemplaren und wurde von zahlreichen Fernsehsendern auf vier Kontinenten übernommen (u. a. Spanien, China, Kanada, Ägypten). Im Sommer 2012 eroberten Hexe, Riese, Rumpelstilzchen auf einen Streich gleich drei Theaterbühnen in Rostock, Berlin und Dresden. Bei Google findet man inzwischen fast 63.000 Einträge. Nach dem Spuk unterm Riesenrad ging es fröhlich und gruselig weiter: Spuk im Hochhaus (1982), Spuk von draußen (1987) und Spuk aus der Gruft (1997).

Friseur Kleinekorte - Salongespräche aus drei Jahrzehnten

Im Jahre 1990 wurde der Eulenspiegel Verlag durch jenes Institut liquidiert, das man irreführend Treuhand nannte. Bald darauf gab es einen neuen Verlag gleichen Namens. Der brachte im Jahre 1994 so etwas wie Best of Kleinekorte heraus, das war eine Auswahl aus den vorangegangenen vier Büchern, dazu einige Texte, die nach dem Mauerfall im Eulenspiegel erschienen waren. Dies war der Endpunkt einer Erfolgsgeschichte: Eine Gesamtauflage von einer halben Million Bücher.

Eine Theaterfassung: Kleinekortes Große Zeiten, die 1969 unter der Mitregie des Autors am Volkstheater Rostock uraufgeführt wurde, dort viele Jahre an mehreren Spielstätten erfolgreich lief und an etlichen Theatern – außer in Berlin – nachgespielt wurde.

Eine Fernsehfassung am Studio Rostock 1970. Natürlich ließ ich es mir nicht nehmen, selber in die Rolle des Willem Kleinekorte zu schlüpfen. In manchen Jahren waren es mehr als siebenzig Auftritte im Rundfunk, auf Kabarettbühnen und auf gut besuchten öffentlichen Lesungen.

Beinahe wäre es auch noch zu einem DEFA-Film gekommen. Der Erzkomödiant Rolf Ludwig lag schon auf der Lauer. Leider war ich an den falschen Dramaturgen und den falschen Regisseur geraten.

Trotzdem bin ich, inzwischen selber ein Methusalem, noch immer ein bisschen stolz auf mein literarisches Geschöpf, den Frisör Kleinekorte, den das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch in eine Reihe mit den Figuren von Glassbrenner und Tucholsky gestellt hat.